Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Werner Milch
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160704

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gründlich zu überprüfen, was mit Begriffen und Worten gemeint ist, mit denen wir völkerrechtliche Bestimmungen aufbauen. So steht auch über der Erörterung der Probleme neuzeitlicher Kriegführung und Völkerrechts der Satz Heideggers: «Die Wissenschaft ist die Theorie des Wirklichen.» Auch hier richtet sich die Forschung nach Wahrheit auf Zusammenhänge der Seinswelt und des Bereiches des Sollens.

Vergessen wir in unserer spannungsgeladenen Zeit, ob dem Streben dem Frieden näher zu kommen, nicht, daß die Lösung nicht lautet: Friede um jeden Preis, sondern *Freiheit um jeden Preis.*

(Nach einem vor dem *Zürcher Hochschulverein* am 29. April 1957 gehaltenen Vortrag)

WERNER MILCH

VON MAX RYCHNER

Im Verlag Lambert Schneider, Heidelberg, wird diesen Herbst ein Band «Kleine Schriften» von Werner Milch herauskommen. Wir bringen hier das Nachwort, welches Person und Wirken des allzu früh verstorbenen Literarhistorikers würdigen will. Herausgegeben wird der Band von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Wer Werner Milch gekannt hat, wird glücklich sein, diese *Kleinen Schriften* aus seiner Feder nun zur Hand zu haben, die Bestes von ihm enthalten, aber nicht alles, was seine Gegenwart einem lebendig machte. Wir finden ihn hier in der Selbststilisierung des Literarhistorikers, die persönlich, zugleich aber selbstlos vollzogen wird, da sie sich an Überlieferungen, an der Gemeinschaft der Forschenden, der Vorbilder ausrichtet und auf überlieferbare Lehre bedacht ist, während er im Gespräch die Last solcher Verantwortung von sich werfen konnte, um heiter und spielend sich den ungeprüften Einfällen zu überlassen, die ein humorvoller Genius, sein getreuer Begleiter, dann hervorlockte. Er hielt sich nicht in seinem Ernst verschlossen — um so gewichtiger erscheint mir dieser: bei Milch war er nicht auswegloser Zwang, sondern in Freiheit auf sich genommen, vereint mit der Aufgabe, die er als die seine erkannt hatte, weil sie groß war. Auch seine Haltung war durchdrungen von diesem Ernst, der einer edlen Sache galt.

Wir waren 1927 miteinander in Verbindung gekommen, als er mir einen Aufsatz über Rilke sandte. Bald danach besuchte er mich auf der Durchreise; unvergeßlich, wie er nach festem Anklopfen das Redaktions-

zimmer betrat, rührend zart von Gestalt, fast schmächtig — aber wie aufgerichtet und zusammengenommen, wie gemessen der Schritt und die Bewegung, mit der seine Rechte das Spazierrohr der Linken übergab, um mich zu begrüßen! Ein junger Gelehrter, der in die Welt fuhr und der da mit einer Würde erschien, die er nicht angetan hatte, die er nicht von irgendeinem Bewußtsein bezog — dem seiner Begabung, seiner Leistung, seiner Zukunft usw. —, sondern die ihm in die Wiege gelegt worden war und die wohl von früh an sein Gehaben regierte. Im Geiste jedoch war er schnell, schlagfertig, witzig. Er setzte sich und blieb sehr aufrecht, ohne daß er je steif oder angespannt gewirkt hätte; in der Begegnung mit seinem Blick fühlte man sich sogleich wohl. Damals war sein großes Thema Daniel von Czepko, der schlesische Dichter, «der Herder des 17. Jahrhunderts», dessen *Geistliche Lieder* er unter den Händen hatte, um ihnen endlich die erste würdige Ausgabe zu bereiten. (Der Band erschien 1930. Druck und Neudruck der Werke dieses Dichters haben wir ihm zu danken.) Von ihm sprach er, dann von der schlesischen Mystik, deren Fragen ihn nie ganz aus ihrem Bannkreis entließen, dann von Schlesien, leise und mit jener Abwesenheit in den Augen, die anzeigte, daß er sein Breslau, die Schneekoppe, das Eulen- und das Riesengebirge erschaute, wovon er mir so erzählte, daß Zürich samt seiner Gegenwart versank und ich über Waldhänge mit grenzenlosem Ausblick nach der Oder hin wanderte wie geführt von Emmanuel Quint auf seiner Flucht vor den Grenzjägern. Ein Xenion, ein Gastgeschenk, war diese Schilderung, die sein vertrautes Land aus dem Innern so heraufbeschwor, daß ich ein Teil davon war und sein wollte. Da saß er, von Ferne verhängt, und zauberte vor sich hin, auch für mich, ein Bote aus großer Gegend, in der sich einer Bote genannt hatte: Angelus Silesius.

Welche Botschaft hatte den jungen Werner Milch so betroffen, daß er wußte, sein Leben müsse der Literatur angehören? Es ist schwierig, ohne selbstbiographische Hinweise empfangen zu haben, von einer solchen Erweckung zu sprechen, die das Produktive in einem Menschen befreit und ihm die Richtung weist. Hat er vom Werk Gerhart Hauptmanns den Ruf empfangen? Keinen zeitgenössischen Dichter würdigte er mit so liebevoller Bewunderung wie ihn. War es ein Forscher, dessen Persönlichkeit ihm als starkes Vorbild sein Eigenstes zu finden, zu erkennen, zu ordnen half? Er hat von Rudolf Unger mit einer Ehrerbietung ohne Abstriche gesprochen und sein Werk über Hamann hochgestellt. Die Dichtung war ihm das Wichtigste, und die Wissenschaft von der Dichtung war ihm ebenfalls das Wichtigste, ihre Ansätze der Aufmerksamkeit, ihre Fragefähigkeiten, ihre Entwicklungsstufen im Gesamtgang der Geschichte, die Wechsel ihrer Ideen, Ziele und Mittel, die Typen und Persönlichkeiten ihrer Vertreter: das alles hat ihn in Atem gehalten. Aufgewachsen in der Generation, die in der Folge des

ersten Weltkrieges fast früher etwas von der «Krisis der Wissenschaft» erfuhr als von dieser selbst, hatte er diesem uferlosen Gerede auf allen Rängen zugehört, ohne seinen Willen verwirren zu lassen. Er wußte und fühlte sich der großen Tradition deutscher Literaturgeschichtsforschung zugehörig, die mit den Namen Scherer, Erich Schmidt, Dilthey, Burdach zu bezeichnen ist; seine Lehrer, darunter Unger und Hofmannsthals Freund Walter Brecht, hat er einem größeren, aussterbenden Geschlecht zugezählt, dessen intellektuelle Redlichkeit den Nachgeborenen erhalten bleiben müsse. Da sprang er ein, und wir können an einem dieser Aufsätze erfahren, mit welcher polemischen Entschiedenheit er Grund und Boden seiner Wissenschaft gegen einen frontalen Angriff von theologischer Seite verteidigte. Einen radikalen Vertreter jener radikalen Jahre um 1932, der die Stellung von Vernunft und Wissenschaft als «zusammengebrochen» ausgab und nun eine Art von christlichem Existenzialismus als Erben anmeldete, wies er ab, indem er die Grenzen, aber auch Größe, seiner Wissenschaft umriß, ihre Bescheidenheit kraft Einsicht in ihr Wesen dem unangemessenen, ja vermessen totalen Anspruch gegenüber fest und hell zur Geltung bringend. Dabei hat er abgestellt auf die allein schon durch eine große Vergangenheit bezeugte Würde seines Faches, für die er empfindlich war, und auf die Lebensweisheit, die sich in Goethes Maxime ausspricht: «Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt.»

Das unvermittelte Streben ins Unbedingte, er kannte es, und zwar in bedeutenderen Formen als denen eines streitbaren Kulturabräumers: in denen der schlesischen Mystik. Um diese hat sein Denken lange gekreist, um jene Hingabe des Menschen ans Unsagbare, das der seiner eigenen Person Entschwindende doch immer wieder aussagen will. In diesem Punkte kam er zu einer Unterscheidung, Erlebnis und Ausdruck, mystisch-religiöse Erfahrung und Dichtkunst betreffend, die ihm eine Evidenz bedeutete und an der er festhielt. Er betrachtete den von Dichtern immer wieder unternommenen Versuch, das mystische *ineffabile* zu gestalten, oder davon zu sprechen, diesem als unangemessen, mehr noch: als wesensfremd und demzufolge zum Scheitern verurteilt. «Wer das (mystische) Erlebnis hat, schweigt oder spricht in Zungen», nicht in den Kunstformen der Sprache, so meinte er. Der Dichtung traute er zu, das ihr zu sagen Aufgegebene sagen zu können, und er nahm an, daß ihr Gestaltungswille oder -drang selber ein Letztes sei, ein nicht mehr abzuleitender Quell — als solcher metaphysisches Wunder genug —, der das Einströmen in entschiedene Formgefüge verlange. Die Formen jedoch waren ihm wichtiger als der flutende Urgrund, über den direkt aussagen zu wollen in Ohnmacht und Vergeblichkeit umschlagen muß oder in die Sprachverzerrungen kraftloser Titanengebärden. Auch da stand er auf klassischem Weimarer Boden, der dort for-

mulierten Erkenntnis vertrauend, daß man nicht hinter den Phänomenen suchen solle, denn «sie selber sind die Lehre». Auch die der Dichtung. Noch bei Zeitgenossen wie Carl Hauptmann und Hermann Stehr gewahrt er die Absicht, «hinter der Dichtung *das Geheimnis* zu suchen». Beide begannen als Gestalter «in der Überzeugung, daß nur das dichterische Wort das mystische Erlebnis offenbare». Als Historiker überblickt Werner Milch die Geschichte dieser dichterischen Absicht von den Böhme-Jüngern bis in unsere Tage; er nennt sie «das schlesische Problem in seiner Unlösbarkeit», und man spürt bei ihm einen diskret angedeuteten Vorsatz, seine schlesischen Dichter und Zeitgenossen in die Welt der von den griechischen Ahnen abstammenden, immer noch fruchtbaren Formen herüberzulocken, die zum Bestand unseres Erbreichtums gehören, ähnlich wie einst das klassische Weimar die jungen formlosen Dichter zu antikisieren bestrebt war. Einen Verlust an Geheimnis oder poetischer Beseelungskraft befürchtete er nicht, im Gegenteil, anderseits erhoffte er die Überwindung einer Problematik, die nicht mehr weiterführte, und die in dem Wort Gerhart Hauptmanns, eines Überwinders, zum Ausdruck kommt, dort wo es in *Schluck und Jau* heißt: «Ich bin getuppelt, doas kannst du mir gleeba.» Das schien Milch eine zwar allgemeinmenschliche, aber dann noch einmal eine besonders schlesische Formel, die heimatliche Abwandlung, in Gehalt und Sprache, der Stelle von den zwei Seelen in der einen Brust. Er bezieht es auf das Mystische und das Künstlerische, die ihm nicht als untereinander bezuglos gelten, aber doch als zwei Urphänomene, von denen keines das andere enthält, oder erklärt, oder bedingt.

Das Wort *ineffabile*, unsagbar, kehrt bei ihm wieder, wohl auch im Mitbewußtsein, wie Rilke die Grenzen des «Säglichen» erfuhr, sie bedachte und von seinem Ort aus zu erweitern suchte. Damit griff er zurück auf das alte *individuum est ineffabile* — das Wesen des Menschen ist nicht unmittelbar in Worte zu fassen —, auf diese alte Erkenntnis, die in paradoxem Gegensatz zum persönlichen, freilich auch überpersönlichen, Aussprachewillen des Dichters steht, der, eben wegen der Unerschöpflichkeit der Einzelseele unerschöpflich, in seinem endlosen Prozeß bleibt. Jede Erfüllung des Dichterischen, selbst in späten Zeiten, enthält auch das Geheimnis des Ursprungs. Den geschichtlichen Pessimismus unserer altersbewußten Epoche kannte er wohl, machte ihn aber nicht mit, viel zu zweiflerisch, um sich genaues Wissen um die vorgebliche Erschöpfung der schöpferischen Kräfte zuzutrauen, viel zu positiv nach seiner ganzen Anlage, um die Hoffnung am Rand unseres und seines Weges niederzulegen. In dem Aufsatz über «Schlesische Sonderart im deutschen Schrifttum» heißt es: «All unser Bemühen um das 17. Jahrhundert geht doch letztlich darauf aus, den Ort zu bestimmen, an dem die Individualdichtung moderner Prägung beginnt.» Gemeint ist der Ort, wo aus den Gebundenheiten von Kirche und feudaler

Gesellschaft eine neue Freiheit des Christenmenschen, mithin eine neue, persönlicher bestimmte Sphäre der dichterischen Aussage erobert und durchdrungen wurde. Diesen Vorgang, damals begonnen, einer Neuerschließung des Menschen und seiner Welt, glaubte er nicht abgeschlossen, denn alle Untergänge des Abendlandes, wie sie periodisch verkündet wurden, erschaute er zusammen mit den jeweiligen darauffolgenden Renaissancen. Er maßte sich nicht an, als Historiker dem Weltgeist ein für allemal auf die Schliche gekommen zu sein, sondern er traute ihm noch ungedachte, aus unserer Lage unausdenkbare Möglichkeiten zu, im Guten und im Verderblichen. Ohne Menschenerfahrung bis ins Bittere — das ihn nicht zu verbittern vermochte —, wäre er ein Schwärmer unter dem schöngefärbten Illusionsgerümpel des vergangenen Jahrhunderts geblieben; ohne sein unerschöpfliches Vertrauen in den Menschen, dessen Einsichtsfähigkeiten, Bildsamkeit, Schöpfergaben, wäre er ebensowenig Realist, vor allem nicht Werner Milch gewesen. Der Einzelne wie das Ganze: unaussprechlich, aber verpflichtend zum Sprechen, zur Sprache, zur Erkenntnis und ihren Werken. Die ganze Verantwortung jedoch teilte er dem Einzelnen zu, ein Höchstmaß sich selbst.

Unvergeßlich, wie er mich 1939 in Bern besuchte, unterwegs nach London in die Emigration. Er hatte, 1900 in Breslau geboren, mit fünf Jahren die Mutter verloren, hatte mit dem von diesem Verluste schwer betroffenen, fast versteinerten Vater, dem Mineralogen und Hochschullehrer, den Weg nach Greifswald und nach zehn Jahren, 1917, zurück nach Breslau gemacht, hatte dort, in Berlin und Uppsala studiert und zu Hause mit einem gewonnenen Preis seiner Fakultät die Lehrjahre beendet. Aus wohlhabendem Hause stammend, hatte er mit 25 Jahren seine Jugendfreundin Toni geheiratet; die gründliche Beschäftigung mit Czepko und den frühen Schlesiern sollte zur Habilitation führen: ein deutsches Gelehrtenleben mit seinen fast geregelten Erwartungen, Enttäuschungen, Erfolgen schien sich abzuzeichnen. Da wurde ihm von außen, von der Macht des Hitlerstaates, beigebracht, daß er als Jude den deutschen Geist überhaupt nicht zu verstehen vermöge oder nur verfälschend, und daß die akademische Laufbahn für ihn nicht in Frage komme. Er blieb in der Heimat, arbeitete, publizierte Schriften über Czepko, Stehr, Sophie La Roche, die Großmutter der Brentanos, J. G. Zimmermann und Obereit und eine Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften. Im Herbst 1938 kam er ins Konzentrationslager Oranienburg-Sachsenhausen, wo er an der Lunge schwer erkrankte; den Bemühungen seiner Frau gelang seine Freilassung. Wiederum wollte er im Lande bleiben, bis ihm nahe Freunde drohten, sie würden ihn nachts über die tschechische Grenze tragen und drüben absetzen. Also nahm er Abschied von ihnen, an denen er hing, und dann also auch von mir.

Ich sehe die beiden, ihn und seine Frau, noch vor mir unter den Platanen eines Gartenlokals — wie viele in seiner Lage hatte ich gesehen,

ihre Tränen, ihre Betäubung, ihren Grimm oder Hohn ... Milch saß an dem grünen Tischchen und erzählte seine Erlebnisse auf eine so heitere und überlegene Weise, daß das Schmerzliche, der Anteil des Bösen ihm gegenüber völlig entkräftet schien. Die Maßnahmen der neuen Machthaber ihm gegenüber, in ihrem Basic-Deutsch vorgebracht, wirkten in seinem Munde unmittelbar grotesk; er genoß die komischen Wirkungen mit Vergnügen, wenn er aus dem Katalog der judenfeindlichen Phrasen Muster von sich gab. Seine Frau bestätigte lächelnd, nickend, mit fast lautlosen Zwischenbemerkungen. Hochgemut thronte der zarte kleine Mann, uns und den Launen seiner Pfeife zugewandt, und während Europa vor den Beherrschern des Dritten Reiches sich ängstigte oder mit Wut auf sie reagierte, nahm er sie überhaupt nicht ernst. Ihnen erlaubte er nicht, im Namen Deutschlands zu sprechen; was dieses sei, wußte er besser, und aus diesem Wissen bezog er seine Unerschütterlichkeit. Seine Bewegungen waren noch gemessener geworden; jeder, der seine Sicherheit an die Unruhe jener Zeit verlor, hätte sie bei ihm wiederfinden können. Er sprach vom Riesengebirge, wo er zeitweilig Zuflucht gefunden hatte, von Gerhart Pohl und andern Freunden, vom letzten Abend bei Gerhart Hauptmann, dessen Erinnerung ihn plötzlich bewegte — aber kein Wort der Klage, der Anklage, des vorwegnehmenden Gerichts. Er sagte: «Der Krieg wird ja nun bald kommen. Wir gehen jetzt ein bißchen nach England in die Emigration, und wenn der braune Spuk sein Ende gefunden haben wird, kehren wir mit dem ersten Zug nach Hause. Auch das wird bald sein.» Völlig unvergiftet kam alles, was er sprach, von ihm. Er war großartig.

Kurze Zeit darauf, im Juli 1939, saß ich mit Ernst Robert Curtius unter denselben Platanen; er litt am Kommenden: «Der Sommer ist herrlich und unheilschwer wie 1914. Der Krieg wird nun ausbrechen; wir beginnen wieder mit der berühmten Serie von Siegen, und am Ende wird die Niederlage, die sattsam bekannte deutsche Tragödie stehen, wogegen die von 1918 ein Kinderspiel war. Deutschland wird aussehen wie nach dem 30jährigen Krieg.»

Die Heimkehr Werner Milchs hat sich dann verzögert; 1947 fand sie statt, als er in Marburg den Lehrstuhl für deutsche Literaturgeschichte erhielt. Ernst Benz, Professor in Marburg wie Milch, hat von seiner Tätigkeit gesprochen, «die ihm ungewöhnlichen Lehrerfolg sicherte und für das ganze Universitätsleben eine große Bereicherung bedeutete». Das englische Zwischenspiel lag hinter ihm, reich an Erfahrung und Tätigkeit auch es. Als Lektor für Deutsch hatte er in Exeter begonnen, wurde dann in mehreren Lagern interniert, auf Weihnachten 1939 nach London entlassen, wo er als Arbeiter in einer Baufirma sein Brot verdiente, daneben aber mit nicht zu dämpfender Energie seine germanistischen Studien an den Bibliotheken fortsetzte; er lehrte an verschiedenen Colleges; in mehr als achtzig Gefangenenlagern «nahm er sich

besonders der Jugendgruppen an und richtete Sonderkurse ein, um die jungen, aus der Bahn geworfenen Menschen für ihre Rückkehr nach Deutschland vorzubereiten». So schreibt Ernst Benz in seinem Nachruf für die Mainzer Akademie, und er erwähnt darin außerdem das German Educational Reconstruction Committee, zu dessen Mitbegründern Milch gehörte, und dessen Aufgabe inmitten der Feindschafts- und Haßstürme gegen alles Deutsche die Schaffung einer Oase war, in deren Windstille die künftige freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen englischer und deutscher Wissenschaft in beherrschten Gesprächen mit viel Pfeifenrauch vorbereitet wurde. Einen «Allesverbinder» hat Milch seinen Czepko genannt; in mancher, nicht jeder, Hinsicht hatte auch er verwandte Neigungen in sich, jedenfalls solche der Vermittlung, und diese gerade dort, wo die Vermittlung fast aussichtslos schien. Kühl und kühn konnte er da zu Werke gehen: Völker standen gegeneinander, doch er hat transitorische Momente niemals verabsolutiert, beim Einzelnen, dem Individuum, setzte er ein, und Vertrauen gewann er, weil er Vertrauen zu schenken verstand, wohl meistens zuerst und mehr.

Die Heimreise ging wieder über die Schweiz; er hatte es mir so angekündigt: «Es ist Gesetz der Teufel und Gespenster, / Wo sie hinein, da müssen sie hinaus.» Reizend, wenn ein Literaturgelehrter aus dem Gedächtnis und ein wenig falsch zitiert! — Er hat von seinen englischen Exiljahren erzählt, sachlich, fast ohne das Wort *ich*, viel mehr schon erfüllt von der Zukunft, die dicht vor ihm lag, als von der sich reißend entfernenden Vergangenheit, freudig und bewegt von Ungeduld. Nicht die Spur eines Ressentiments gegen die alte Heimat. Wernerus Silesius — er war derselbe geblieben, und alles was er tat und plante, hatte dieselbe hohe Selbstverständlichkeit wie früher; mir wurde klar, welche Sicherheit ratlose, aufgescheuchte, von innen bedrängte Menschen in seiner Nähe spüren und von ihm empfangen mußten. Völlig intakt war auch sein Humor, etwa wenn er schilderte, wie er als Luftschutzmann, mit einem Kinderschäufelchen ausgerüstet, nach Bombenangriffen durch die Londoner Straßen rennen mußte, um wegräumen zu helfen, was sein Onkel Milch, der Marschall der Luftwaffe, soeben zertöppert hatte ... Die Komik dieser Rolle, in die er, der friedliche Freund der Dichter, durch weltgeschichtliche Umstände geraten war, vergnügte ihn, und er genoß das Vergnügen, das er im Zuhörer entfachte durch seinen scheinbar nüchternen, in Wirklichkeit durchtrieben effektvollen Tatsachenbericht. Erzählend blieb er todernst, aber wenn man ihm einen Scherz zuwarf, so setzte sein Lachen ein, diese kurzen Stöße in der Fistelstimme, gemessen einander folgend, das Gebimmel eines Silberglöckchens, das Freude zu verkünden hatte und sie erweckte.

Die letzten drei Jahre in Marburg hat er sich abverlangt, was zu leisten ihm nur möglich war; das Zuviel war ihm kaum eben genügend. Die Vorlesungen mußten ausgearbeitet werden, eine Reihe von Zeit-

schriftenaufsätzen über deutsche und englische Gegenstände trotzte er sich noch ab, dazu selbständige Schriften, Mitarbeit an Sammelwerken usw. Er warf alle Reserven ins Feuer. Wäre es allein die gelehrte Arbeit gewesen! Aber er stellte was ihm an Zeit blieb seinen Studenten zur Verfügung; bis zwei Uhr nachts stand ihnen sein Haus offen, und wenn der letzte Besucher gegangen war, setzte sich der Professor an den Schreibtisch ... «Seiner Initiative ist die Gründung mehrerer studentischer Wohnheime und Organisationen zu verdanken, in denen der Geist einer europäischen Begegnung und Versöhnung erweckt und gepflegt werden konnte», schreibt Ernst Benz. In diesem Einsatz für eine verwirrte und nach dem nationalsozialistischen Irrgang verzweifelt das Rechte suchende Jugend wurde Werner Milch unterstützt durch seine an Aufopferung mit ihm wetteifernde Frau. Sie waren kinderlos geblieben; nun nahmen sie zwei junge Menschen wie eigene Kinder zu sich.

Ein einziges Mal, bei unserem letzten Zusammensein wenige Wochen vor seinem Tode, sprach er davon, wie er die Last all dessen, was auf ihm lag, plötzlich spüre; auch im Übermaß empfangene Verehrung und Liebe habe schließlich etwas Bedrückendes, weil man in der Gegenleistung als begrenztes Wesen zu sehr zurückbleiben müsse. Er war krank gewesen und kam nach Ferien im Schwarzwald herüber nach Zürich, dieser Stadt, die er vor andern gern mochte. In einem abendlichen Gespräch beim Wein, den er begriff und mit dem er gut stand, war man aufs Allgemeine unserer kulturellen Lage geraten, wobei plötzlich die pessimistischen Aspekte überwogen und Macht auszuüben begannen, als erschienen sie mit den Waffen der siegenden Wahrheit. Milch saß in seiner Divanecke und hörte gelassen und gespannt zu, bis dann sein Augenblick kam. Nichts von Untergang und Ende glaube er, Erschöpfung des Nachkriegs, nichts anderes, spreche aus all den Argumenten und die Verhexung durch den rückwärts auf die brennenden Städte gewandten Blick, der die Menschen erstarren lasse wie Lots Weib; die Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges sei ärger gewesen als die heutige und jede Art von Entmutigung berechtigter: doch wie hätten sich selbst während dem Verderben die Kräfte geregt, die in der Folge die Blüte des Barocks hervortrieben! Er sprach wie Czepko 1653 gesprochen haben könnte, und es ist wahrscheinlich, daß ihn dessen Beispiel mit Kraft belehnte, daß seine Rettung des hochlebendigen frühen Schlesiers nun rückwirkend ihm zu einer Rettung wurde. Nicht sie allein, sondern eine geschichtliche Erkenntnisweise, welche stoisches Ertragen nahelegt, dabei aber die göttliche Tugend der Hoffnung beständig miteinbezieht. Hinzu kam jenes fast vitale Vertrauen in die Zukunft, das er aus dem täglichen Umgang mit jungen Menschen in der Wärme ihrer Zuneigung bezog. Er schien gewappnet für die bevorstehenden Jahrzehnte, welche ihm die eigentliche Ernte einbringen soll-

ten, und er fühlte sich im Einklang mit dem «Kontinuum des historischen Ablaufs», das er zu kennen meinte und zu dem er den Willen hatte.

Dabei wandte er ein besonderes Interesse an geschichtliche Gestalten, die aus jenem Kontinuum heraussprangen und als Einzelne eine zweite, nebenherlaufende Reihe bilden, Vorahner, Spürer, Wühler, Sucher, die mit ihrer Zeit und Welt in kompliziertem Hader lagen, erfüllt von Botschaften, für die es noch keine Ohren gab. Obereit gehört dazu und Christof Kaufmann, der «Spürhund Gottes», der unzeitgemäße Zeitkritiker Villers, Bettina Brentano, von Goethe «die leidige Bremse» benannt, und aus unserer Zeit der Schweizer Otto Wirz: zu diesem Schriftsteller, dessen Romane Sinnbilder mystischer Erlebnisse sind, gewann er sogleich eine Beziehung, der war ja eigentlich, auf den Grund seiner Anlage und Absichten hin besehen, ein Schlesier, nur am falschen Ort geboren! Die Schwierigen zogen ihn an, jene, deren Werte unbequem und nicht leicht erkennbar sich in die Welt zwängen. Sie waren ihm eigentümlich vertraut, wohl inniger als aus seinen mit streng rationalen Mitteln entworfenen Darstellungen auf den ersten Blick zu ersehen ist; durch sie sprach ihn eine Unmittelbarkeit an, die sich in den vorgefundenen Denk- und Fühlformen nicht beruhigt und, wenn sie nicht Genie ist, doch dessen Vorformen oder Andeutungen im wirr bewegten Element des Genialischen hervorbringt. Dafür hat er den Blick an seinen Schlesiern gewonnen, den für die aller geschichtlichen, moralischen, ästhetischen Übereinkunft sich entziehende Lebendigkeit von Menschen, die noch an andere Kraftquellen angeschlossen sind als an die bekannten und gebilligten. Er mochte in ihnen Analogien zu Originalen aus dem Umkreis der Mystik oder dem Willen zu ihr ersehen, noch in ihren Verwilderungen; an ihrer Ungebundenheit mitwisserisch teilzuhaben, war ihm notwendig bei der methodischen Gebundenheit seines denkenden Daseins. Das Dichterische, das Religiöse, die Begabung stellen sich in den Lebensläufen von quer sich bewegenden Außenseitern zwar nur halbgeglückt oder unglücklich, doch gerade darum oft besonders einprägsam dar. Und umspielt von Gefährdungen, die nie bloß äußerlich sind, leuchten erst die vom Geist gesetzten Ordnungen. Auch da wiederum sprach Milchs Humor mit: der Lebenslauf des temperamentvollen Glücksritters Wollheim da Fonseca, eines Literaten, wenn für jemand das Wort zutrifft, zeigt in Komödienform noch einmal, was meistens tragisch angelegt ist, wobei die sonst bestehende Bindung an irgendwelche Tiefen bei ihm in ruheloses Hinfahren an der Oberfläche verkehrt ist, in überhastetes Berühren von allem und jedem. Die ihn vor allem anziehende Gestalt aus dieser gewittrigen Sphäre, ein weibliches Wesen, war Bettina, in der ohne Unterlaß alle Quellen aller Spontankräfte sprangen, die Umwelt regellos beschenkend, belebend, störend — innig, fremd, koboldisch, je nach dem. Und sie, das vom Ursprung quellend gespeiste Leben in seiner Verfallenheit an den großen Ordnen-

den, den alten Goethe! In dem Bezug dieser beiden Menschen oder Mächte zueinander mag Milch ein oberstes Gleichnis dessen gefunden haben, was die Kunst ausmacht, das spannungsreiche Verhältnis von Anima und Animus, Freiheit und Gesetz, Wirrnis und Form. Eine Biographie der Bettina war in seinem Kopf entworfen, und wie vieles noch!

Er war voller Pläne, eigenen und solchen, die er sich aufbürden ließ, weil er sich überall mitverpflichtet fühlte. Die Geschäftigkeit, die seiner harrte, hatte etwas Beängstigendes, nun auch für ihn, den Hochgemuten. Aber hatte sein Weg nicht von Bewährung zu Bewährung geführt? Traute man ihm denn etwas anderes zu? So vieles war ihm geglückt, auch die Heimkehr. «Ich bin jeden Tag froh, daß ich hieher gegangen bin», hatte er mir kurz vor dem letzten Besuche noch geschrieben. Auf der Heimreise traf es ihn — er wurde niedergestreckt wie vom Pfeil des Gottes der Dichter, in deren Dienst er glücklich gewesen war. Am 20. April 1950, in Baden-Baden, hörte sein Herz auf zu schlagen. Am Begräbnis in Marburg wollte der Trauerzug, wie berichtet wurde, kein Ende nehmen. Welch schwerer Abschied!

Die vorliegenden Schriften setzen uns in die Lage, Teilhabe zu gewinnen an einem Teil seines Reichtums und den ganzen zu ermessen. Unser Dank gilt dem Lebendigen, der uns beschenkt hat und sich im Tode der Welt, nicht ihrer und unserer freundschaftlichen Liebe entzog.

DRU GYALPO
KÖNIG DES GLÜCKLICHEN BHUTAN

VON MONICA v. SCHULTHESS

Der junge Herrscher von Bhutan ist ein Herrscher im besten Sinne des Wortes. Er sorgt in vorzüglicher und väterlicher Weise für sein kleines Land und seine Bevölkerung.

Bhutan ist ein selbständiges Königtum, etwa so groß wie die Schweiz, und liegt zwischen den tropischen Ebenen Assams und den höchsten Gipfeln der Himalaya-Ketten. Wir finden somit alle klimatischen Verhältnisse, tropisch, subtropisch, alle Stufen bis zum Hochgebirgsklima gegen die Grenzen von Tibet hin. Die am stärksten bewohnten Täler liegen zwischen 1500 und 2500 Metern, wo der Reis noch vorzüglich wächst; die Baumgrenze ist bei 4000 Metern.